

Geborgen.

Eine See-Novelle von E. Fischer-Markgraff.

(4. Fortsetzung.)

Sie hatte gerade von ihrem Schatz geträumt, von ihrem zukünftigen Heim und dem ersten Schwein, das sie zusammen schlachteten. Was war denn das? Alles dunkel um sie her? Und die Gäste spielten doch Karten? Sie hörte es ja an ihren Worten. Sie rief die Augen so weit wie möglich auf. Und plötzlich überordnete ein durchdringendes Zittergeräusch das Stimmengewirr: „Herzlieb, herzlich, ich kann ja nicht kochen, ich bin ja blind geworden!“

Daraufhin lautlose Stille, und dann Kapitän Raddag's tiefer Hauch: „Was ist Dir denn, Kathrin, bei Dir spult's wohl? Du sagst, Du kannst nicht kochen?“

„Ne, ne, Kapitän, nicht, gar nicht.“

Eine Regung, die wie unterdrücktes Lachen klang, ging durch das Zimmer, dann war Kapitän von Hoven aufgestanden und zu Kathrin hingetappt. Er schüttelte sie kräftig. Kathrin, dummes Ding, Du schläfst wohl noch? Nach doch die Augen auf, siehst Du denn die Lampen nicht?“

Sie schlug mit erneuertem Zittergeräusch die Schürze vor das Gesicht. „Min Korl, min Korl, wat wird min Korl seggen!“

Da nahen eilige Tritte, die Thür wurde aufgeschoben, ein breiter Lichtstrahl fiel quer in das Gemach, und auf der Schwelle ihres Privatimmers stand ein Licht in der Hand, mit verwunderlichem Gesicht die Wirthin. „Was ist denn hier los?“ fragte sie halb erstaunt, halb ärgerlich.

„Kathrin ist blind geworden,“ erwiderte der alte Kapitän Raddag, und nun brach ein Gelächter los, das die Wände erbeben machte, und in welches alle, selbst Ulrich, miteinstimmten.

Die Frau Wirthin hatte das elektrifische Licht rasch wieder zum Glühfenster gebracht und schickte Kathrin, die noch ganz verwirrt um sich strahlte, hinaus, um die verlangten Gläser zu holen, dann ging sie zu ihrem Mann in die Räume des ordentlichen Lokals.

„Es ist unglücklich, was für dumme Streiche diese alten Seebären machen!“ sagte sie mißbilligend zu dem Gatten, nachdem sie ihm das Vorgefallene erzählt hatte.

Er drückte bedächtig auf den Druckknopf des Bierhahns, ließ ein paar Gläser volllaufen und strich mit dem Gläser den Schaum ab. „Das ist bald gesagt“, entgegnete der verständige Mann, während er sich die Hände an dem rothgestreiften Handtuch trocknete, „wer so beständig den Tod vor Augen sieht, wie diese Leute, dem ist es nicht zu verdenken, wenn er in den Tagen der Ruhe ein wenig über die Stränge schlägt.“

Im Kapitänszimmer war wieder Ruhe, eingekehrt, auf den Tischchen dampfte der Grog, und Kathrin sah wieder in der Oefene. Aber jetzt schief sie nicht mehr. Die Radeln ihres Stridzeuges klapperten im tappten Tempo, ihre Baden glühten in dunklem Roth, und wenn sie angerufen wurde, so stand sie erst beim dritten Male auf, um das verlangte Glas zu holen. „Sie maull“, meinte Kapitän Raddag, und erst der blanke Thaler, welchen er ihr als Schmerzensgeld in die Hand drückte, zauberte wieder ein Lächeln auf ihr Gesicht.

Kapitän Ulrich und einige der älteren Kapitäne spielten nicht mit. Sie sahen hinter den Stühlen der Spieler, schüttelten die Ellbogen auf die Lehnen derselben, sahen ihnen in die Karten und machten ihre Bemerkungen über den Gang des Spiels.

„Du, Ulrich“, rief ihm einer der ebenfalls dem Kartenspiel zuschauenden Freunde zu, „wann ist Deine „Normannia“ fertig?“

„Ende März oder Anfang April“, erwiderte dieser, und in sein Auge trat ein leuchtender Schein.

„Hast Du eigentlich eine bestimmte Tour mit dem neuen Steamer?“ begann ein anderer.

„Nein, ich fahre wild“, entgegnete der Befragte.

„Was meinen Sie damit?“ wandte sich ein junger, elegant gekleideter Mann an ihn, der Verwandte eines der Anwesenden, den dieser eingeführt hatte. „Möchten Sie mir das wohl erklären?“

„Das ist bald gesagt“, nahm sein Vetter dem Kapitän die Antwort aus dem Munde fort. „Ein Schiff fährt wild, wenn es immer dahin fährt, wohin es gerade Fracht erhält; es hat also keine bestimmte Tour.“

„Auch keine Passagiere?“

„Doch, aber nur in beschränktem Maße. Ulrich, wieviel Passagiere können Sie mitnehmen?“

„Gegen dreißig.“ Der Kapitän strich mit der Hand durch das Haar und that einen tiefen Zug aus seinem Glase. Nun war also seines Lebens Traum erfüllt. Er bekam das Kommando des großen Dampfers, um den ihn der größte Theil der Anwesenden beneidete, wie er wohl mußte; sein Fieber würde stolz auf ihn sein.

Das junge Mädchen zwang ihn durch einen leichten Händedruck zum Weitergehen. „Die“, erwiderte sie. „Eine Heldin ist sie, die dem Leben die beste Seite abzugewinnen sucht. Sie hat viel Scherens burdgemacht.“

„So? Bitte, erzähle mir doch!“ bat Robert interessiert.

„Die arme Elisabeth hat beide Eltern schon früh verloren und hat sich und ihre Geschwister tapfer durchs Leben gebracht. Vor einem Jahre hat sie dem Postdirektor ihre Hand gereicht. Sie hoffte in ihrer Eignung Frieden und eine gewisse Sicherheit zu finden, und sie fand mehr.“

„Glück?“

„Sophie nicht. „Ja; sie hat ihren Mann, der fast zwanzig Jahre älter ist als sie, aufrichtig lieb, und er vergöttert sie. Ihr einziger Kummer ist ihre Schwester Anna, deren Leben und Dasein so abweichend von der ihren ist. Sie hat sich viel Mühe mit ihr gegeben, aber es ist nicht mehr möglich, sie zu sich emporzuziehen.“

„Du siehst“, sagte sie ernst hinzu, „daß nicht immer diejenigen das Leben ernst nehmen, wie gewöhnlich angenommen wird, welche bei jedem Mißgeschick, bei jeder Widerwärtigkeit den Kopf hängen lassen und sich und ihren Angehörigen das Dasein vergiften. Für mich sind die wahren Helden jene Menschen, die lachend und muthig den Kampf mit dem Leben aufnehmen und dasselbe unter ihren Füßen zu zwingen suchen.“

Der junge Mann hatte nachdenklich zugehört. „Du magst recht haben, Herzlieb, ich habe eigentlich noch gar nicht darüber nachgedacht. Ich bin bisher meines Weges gezogen wie jeder junge Mann. Die eigentliche Verfeinerung der Gefühle kommt, denke ich, bei uns erst durch die Frau, der wir unser Herz schenken.“

Sie lehnte den Kopf an seinen Arm und rief lachend die Wangen an dem Wermel seines Lebertrodes. „Ach Du!“ sagte sie innig. „Gibst es wohl etwas in der Welt, was Deinem großen Herzen die Waagschale halten könnte?“

Er war plötzlich sehr ernst geworden. Er hob den Schirm in die Höhe, schaute mit der Hand über den Rand und blickte in die auf ihn gerichteten, im Lichte der Straßenlaterne wie dunkelblauen Berggipfel schimmernden Augen. „Hast Du mich wirklich so lieb, Sophie?“ fragte er weich.

„Ich kann mich des Gedankens nicht erwehren, daß ich in Deinem Herzen erst an zweiter Stelle komme. Dein Vater.“

Sie befreite ihr Gesicht mit einer leichten Bewegung der Hand und sagte wieder seinen Arm. „Das mußt Du nicht denken, Robert“, erwiderte sie. „Die Liebe zu Euch beiden ist so verschieden, wie — sie sucht nach einem Vergleich, fand aber keinen passenden. Und vor allen Dingen: die Liebe zu Dir ist neu, und ich kenne keine Zeit“, — sie sprach schneller und leidenschaftlicher — „wo ich nicht vergessend zu dem Vater aufgeschaut hätte.“ Sie brach ab, sie wollte ihn nicht verlegen mit ihren Worten.

„Der Vater macht mir rechte Sorgen“, fuhr sie dann nach einer Weile in einem leisen, gepfeiften Ton fort, der Robert eigenthümlich erschütterte. „Wenn ich nur wüßte, was ihn drückt; wenn ich ihm helfen könnte! Kannst Du mir gar nicht raten, hast Du keine Ahnung?“

Sein Gesicht erstarrte förmlich in einer fast eisernen Verklöppeltheit. „Da sind wir ja“, sagte er tonlos und öffnete die Gitterthüre zu dem Gersten ihres Hauses. „Sieh, Dein Vater erwartet uns bereits.“

Frau Ulrich steckte den Kopf in die Thür des Wohnzimmer, in welchem Sophie im Schauelstuhl saß und vor sich hinträumte.

„Ich gehe jetzt, Sophie!“ Sie schob ihre rundliche Gestalt vollends ins Zimmer. „Da sieh doch mal nach, sitzt mein Haar ordentlich!“

Das junge Mädchen erhob sich, steckte ihr ein losgegangenes Pöppelband fest und strich die breiten seidnen Bänder des Kapothutes glatt.

„Adieu, mein Muttgen“, sagte sie freundlich und küßte die Mutter auf die volle Wange. „Amüßre Dich gut in Eurer Kaffeegesellschaft und laß Dir die Schlaglätze schmecken.“

„Du hättest doch auch mitkommen sollen, Sophiechen! Du warst ausdrücklich mit eingeladen. Ich weiß gar nicht, wie Du immer bist!“ klagte die Mutter.

Das junge Mädchen lachte und strich ihr übers Haar. „Dah nur gut sein, nächste Woche geht Du zu Frau Kapitän Raddag, da komme ich bestimmt mit.“

Die Mutter ging doch, gleich darauf steckte sie noch einmal den Kopf durch die Thürschwelle. „Sophie, Dein Robert kommt!“

Und da stand er auch schon auf der Schwelle, so schlant und strich in dem dunkelblauen Zulettanuge die Wangen geröthet von der Kälte, und in den Augen ein strahlendes Leuchten.

Sophie eilte ihm freudig entgegen und duckte es gern, daß er sie vor der Mutter in den Arm nahm und küßte. „Du kommst ja so spät heute“, sagte sie dann.

Er hatte den Arm um ihre Schulter gelegt, geleitete sie zu dem Schauelstuhl zurück, zog einen Essel heran und ließ sich neben ihr nieder. „Ja, denke Dir“, sagte er, sich die Hände reibend, „unterwegs fand ich einen kleinen Hund, den ein Radfahrer überfahren hatte; das Thierchen lag mit gebrochenen Beinen auf dem Straßenpflaster, da habe ich's aufgenommen und zum Thierarzt getragen.“

Seine Braut antwortete nicht; sie hatte die Hand auf sein Knie gelegt

und strich lachend darüber hin, aber er wußte es doch, daß diese Bewegung eine Liebeslösung bedeutete.

„Wo ist der Vater?“ fragte er dann.

Sie deutete mit dem Kopf nach dem Wohnzimmer. „Dort drinnen ist er“, — sie dämpfte ihre Stimme zum Flüßern — „der Winter ist wieder bei ihm. Sie beseden etwas, ich konnte aber nicht verstehen, was es ist.“

Zwischen Roberts Brauen hatte sich eine tiefe Falte gebildet. „Der Mensch kommt jetzt so oft. Was will er denn hier?“

Sophies Augen sahen ihn mit einem ängstlichen Ausdruck an. „Alle Tage kommt er“, versetzte sie dann. „Er soll ja erster Steuermann auf der „Normannia“ werden. Gestern war er sogar zu Tisch hier.“

Sie schweig und strich mit der Hand wiederholt über die Stirne. Konnte sie Robert sagen, wie sie sich vor diesem Winter fürchtete? Wie seine grünen Augen gestern während des Essens bearrlich mit so eigenthümlichem Ausdruck auf ihr gerübt hatten, daß es ihr würgend in die Kehle gestiegen und es ihr fast unmöglich war, einen Bissen hinunterzubringen? — Und der Vater? Der wurde ihr von Tag zu Tag unverständlicher: es kam ihr fast vor, als sei er ganz in Winters Händen, und jener sei ein gierig schleichendes Raubthier, das seine Beute umkreist.

Die Dämmerung hatte sich lachend hernieder gesenkt. Aus dem Nebenzimmer tönten leise murmelnde Stimmen, nur einmal einige überlauter Worte des Kapitän's. Sie klangen wie ein verzweifelter Schrei: „Nein, und tausendmal nein, sage ich Dir!“ Dann wieder das leise Sprechen.

Sophie schielte zusammen, der Arm ihres Bräutigams hatte sich um ihre Taille gelegt, und seine Augen blickten leuchtend in die ihren. „Was sinnst mein Lieb?“ fragte er leise.

Und da packte sie plötzlich eine verzweifelnde, erstickende Angst, ein schneidend scharfes Weh, ein Vorgefühl kommenden Unheils, und sie sprang auf, setzte sich auf seine Kniee und schlang den Arm um seinen Hals mit einer wilden Leidenschaft, die ihm neu und fremd an ihr war.

„Sophie!“ flüßerte er, und drückte seinen Mund auf den ihren.

Sie erwiderte seine Küsse mit einer heißen, leidenschaftlichen Gluth.

„Sophie, mein Lieb!“ sagte er leise mit erstickter Stimme. „So — so sehr lieb hast Du mich?“

Sie schmiegte ihre Wange fester an die seine. „Robert, Du und ich, ich und Du, wir sind eins ja?“ — Es war ein bebendes, angstvolles Flüßern. „Du wirst mich immer lieb haben, ja? Auch wenn wir getrennt würden?“

Er sprang erschrocken in die Höhe und ließ sie aus seinen Armen gleiten. „Mein Herzenslieb“, fragte er athemlos, „was ist Dir nur?“

Da klappete eine Thür, und eilige Tritte entfernten sich.

Hartmann sah nach der Uhr. Schon halb sechs. Ich will gehen, denn ich möchte jetzt Deinem Vater nicht begegnen. Dann breitete er die Arme aus und zog sie von neuem an sich. „Adieu, mein Herzenslieb! Nun hab' ich doch einmal gesehen, wie Dir's aus Herz ist.“

Die Braut schlang aufs neue ihren Arm um seinen Hals, preßte sich dicht an ihn und küßte ihn wieder und wieder mit heißen, bebenden Lippen.

„Sophie, Du bist krank!“ stammelte er. „Du zitterst ja.“

Aber sie antwortete nicht, noch einmal küßte sie ihn lange. Dann schob sie ihn mit fester Hand von sich fort. „Ich bin nicht krank“, erwiderte sie, „und nun geh!“ Sie schob ihn zur Thür. „Geh!“ stieß sie nochmals hervor.

Er folgte unwillkürlich ihrem Wunsch. Die Thür fiel hinter ihm ins Schloß.

Sie lehnte, die verschränkten Hände vor's Gesicht gepreßt, an dem Thürschwelle und horchte auf den sich entfernenden Schritt. Endlich ließ sie die Hände vom Gesicht gleiten und blickte sich um, wie erwachend. Ein Gefühl der Bestürzung wollte sich in ihr emporringen, daß sie dem Geliebten ihre heiße Liebe so offen gezeigt, aber wie ein dumpfer Druck, wie ein Abschneiden fürs Leben laßte es auf ihr und ließ ihren Stolz nicht zu Worte kommen.

Sie horchte. Ob der Vater drinnen war? Auf leisen Sohlen huschte sie durchs Zimmer und öffnete behutend die Thür.

Da sah er in der Sofaecke, in sich zusammengesunken, mit hängenden Schultern.

Sophie stand eine Stunde lang, ohne sich zu rühren, ein Gefühl eiserer Kälte trug in ihr empor, es war, als läme eine eiserne Hand und krallte sich in ihr Herz. Dann fürzte sie zu dem Vater hin, sie hochte sich neben ihn auf die Lehne, nahm seinen Kopf und drückte ihn an ihre Brust. „Budding, Budding, sag mir die Wahrheit! Was will der fürchterliche Mensch von Dir?“

Er versuchte seinen Kopf frei zu machen, sie fühlte, wie alles an ihm bekte. „Dich“, stieß er dann hervor, „Dich will er!“

Das Mädchen's Hände sanken herab. Das alles war es, das fürchterliche! Sie fühlte, wie ihr Gesicht sich zusammenkrämpfte, wie die Zähne ihr wie im Fieber zusammenschlu-

gen; sie streckte ihm die ineinandergeklungenen Hände entgegen. „Budding, sag mir's doch: kann er das von Dir verlangen? Hat er ein Recht auf Dich?“

Sie verfluchte den Vater's Kopf war auf die Brust gesunken; in sich zusammengesunken lag er da — ein schuldbeladener, gedrückter Mann.

Sophie verstand plötzlich alles, wie ein großes Licht fiel es über sie her. Ein rosender Schmerz schüttelte sie, das ganze Weh, die dumpfe Sorge der letzten Wochen, der Jammer um den unglücklichen Mann, ihre grenzenlose, anbetende Liebe zu ihm — es drängte sich in einem Moment zusammen, und schon glitt sie von der Lehne herab, setzte sich neben ihn und schmiegte ihren Kopf an seine Brust.

„Gräm Dich nicht, mein lieb Vaterchen“, bat sie mit der weichen Stimme, die trotz der aufgemandten Willenskraft einen so trostlosen Klang hatte, „gräm Dich nicht, ich will ja alles, alles thun, was Du willst.“

Ein Seufzer drang aus der Brust des Kapitän's. Er wandte sich schwerfällig den Kopf. „Ja? Was ich will?“ fragte er abwendend, als müßte er sich besinnen. „Ja?“ schrie er dann wild, „ich sollte Dich dem in die Arme stoßen wollen?“ Und er lachte gellend und unheimlich. „Ob ich will? Ich muß, ich muß!“

Das junge Mädchen griff mit der Hand an die Kehle, als würgte sie etwas; sie mochte nicht fragen, warum. Ach, sie wußte es ja ohnehin; schon lange, lange hatte sie es geahnt, was auf dem Vater lastete, nur es sich eingesehen wollte sie nicht.

Nervöse Thiere.

„Das Kind hat Drüsen“, hört man manchmal sagen, und das ist ganz natürlich, denn jeder Mensch hat Drüsen und zwar unendlich viele. Der es aber sagt, der meint: „Das Kind hat eine Drüsen-Entzündung.“ Ebenso ist es mit den Nerven. Jedermann hat Nerven, wenn es aber von ihm gesagt wird, so meint man damit, daß seine Nerven krank sind, daß er nervös ist. Desgleichen könnte man auch sagen: er hat einen Magen, er hat ein Herz, er hat Nieren u. s. w., d. h. es kommt ihm zum Bewußtsein, daß er Drüsen, Nerven, Herz, Magen und Nieren hat. Solange diese Organe gesund sind und ordnungsmäßig ihre Funktionen ausüben, denkt man gar nicht an sie. Erst wenn bei ihnen eine Störung auftritt, machen sie sich bemerkbar. Hat jemand Magenbrühen oder Herzklappen oder überreizte Nerven, so wird er gewahr, daß er sie hat.

Gewöhnlich wird es nun so hingestellt, daß die Nervosität eine Krankheit der Neuzeit ist, und die Leute in früheren Zeiten von Nervenleiden nichts gewußt haben. Möglich ist nun, daß das Zeitalter der Elektricität und der Maschinen nervenzerrüttend auf die Menschheit einwirkt. Vielleicht hat man es aber nur mit einer Nebenart zu thun. Man sagt ja auch, daß die Menschen früher größer und stärker gewesen sind, und doch sind die Rüstungen der alten Ritter nur durchschnittlich zu klein. Man sagt auch, daß die Menschen früher besser und erfrischer gewesen sind, und doch hatte jede Gemeinde ihren eigenen Galgen. Ferner sagte man, die Menschen seien früher gesünder gewesen, aber es ist geschichtlich nachgewiesen, daß der schwarze Tod, die Pocken, die Pest und die Cholera die Länder wie mit einem Beien reinfegten. Jedenfalls gehörten Gehirnkrankheiten zu allen Zeiten und bei allen Völkern niemals zu den Seltenheiten, und daß die Leute schon früher sehr an überreizten Nerven litten, geht deutlich hervor aus den unzähligen Vorput-, Spul- und Gespenskeraschichten; ebenso beweisen die unendlich vielen, bis ins graue Alterthum zurückreichenden Traumbedeutungen, daß der Schlaf des Menschengeschlechtes damals auch nicht gesünder und fester war als jetzt.

Da sind die Thiere doch wohl besser daran als wir Menschen! Die Nervosität hat ja vielfach ihre Ursache im vielen Denken, also in der Gehirnthätigkeit, u. es gibt eine Menge Leute, die erklären, das Thier habe nur Instinkt, und damit Punktum. Das heißt nun billig davongehoffen, aber der aufgeklärte Mensch, der sich selbst hat das Denken noch nicht verbieten lassen, kommt zu einem anderen Resultat. Das Thier ist, wenn es seinem Selbsthaltungstrieb folgt, ebenso gut zu denken gezwungen wie der Mensch, ist also auch auf eine Gehirnthätigkeit angewiesen. Diese bewegt sich dann auch nicht immer in ruhigen Bahnen, sondern sie kann sich auch beim Thiere zu einem Grade steigern, den wir beim Vogel Phantastie nennen. Man gehe z. B. in eine Vogelausstellung. Da stehen in langen Reihen braune Gebäuse mit verwickelten Thüren, in denen nur kleine Luftlöcher sind. Innerhalb so eines schauerhaften Kerlers befindet sich ein Käfig mit einem Wasser- und einem Futternapf, und ein Kanarienvogel sitzt in dem engen Raume, in dem er sich kaum umzudrehen vermag. Abgeschloffen von Luft und Licht liegt der arme Gefangene in grauamster Einsamkeit und legt seine Sehnsucht nach Freiheit und Liebe hinein in sein Lieb, und je besser er es versteht, die Empfindungen seiner gequälten Seele in Tönen zum Ausdruck zu bringen, desto werthvoller ist er seinem Gefangenwärter.

„Ja, sehen Sie, gnädiges Fräulein, Scharfzinn und Witz machen nun mal mein geistiges Rüstzeug aus!“ — „Oh, Sie scheinen mir aber der Abstrichungsfrage schon längst praktisch nähergetreten zu sein!“

Ein neues Getränk heißt „Stars and Stripes for ever“. Man nimmt dazu, ohne zu mischen, folgende Ingredienzien: Nuxterme, Maraschino, Chartrusse, Curacao und Cognac. Das gibt die richtigen Streifen. Um nun die Sterne zu haben, genügt es, dieses Gemisch auf einen Zug auszutreten, dann sieht man sie am hellen Tage.

Nicht der Mangel, sondern vielmehr der Ueberfluß erzeugt die Habgucht.

Das die Gehirnthätigkeit der Thiere auch im Schlafe nicht ruht, sondern daß ihre erregten Nerven ihnen allerlei Bilder vorgeauflern, mit anderen Worten, daß sie träumen, werden viele meiner Leser schon selbst beobachtet haben. Da hat z. B. ein Jagdpächter einen Föhnerhund. Aber der arme Köter bekommt von Wald und Feld herzlich wenig zu sehen, weil sein Herr kaum dazu kommt, auf die Jagd zu gehen, und ihn dann auch nicht immer mitnehmen kann. So liegt er denn auf dem Fußboden und darf nicht einmal nach Gefallen herumlaufen, weil er den Leuten überall im Wege ist. Was soll er anders machen als schlafen? Kaum hat er die Augen geschlossen, da fängt er im Schlaf an zu winseln, als ob er von der Leine los möchte, dann leckt er halbaut und schließlich fangen die Beine trampelhaft an zu zuden. Es sieht natürlich aus, als ob er von Krämpfen befallen wäre. Aber ein Traum führt ihn zurück in die glücklichen Zeiten seiner Jugend, wo er in weiten Sprüngen hinter dem Hasen daherkam.

Auf der Straße fährt in schnellem Tempo ein Geschäftswagen dahin, ein Einspänner. Plötzlich steht der Gaul wie angenagelt still und ist wieder im Guten noch durch die reichlichsten Prügeln zu bewegen, weiter zu gehen. Der Kutscher muß vom Bod, die Zügel in die Hand nehmen und seine Rosinante ein Stück zurückführen. Dann wendet er wieder um und flüchtet hinauf auf seinen Thron. Mit munterem Peitschengeknall geht im flotten Trab vorwärts. Bums, da steht das Vieh wieder an derselben Stelle. Das kann gut werden. Endlich, nachdem sich Kutscher und Gaul beide weidlich an einander geärgert haben, gibt der Klügere nach, denn der Kutscher wendet um und fährt durch die Nebenstraße. Wie ist diese Erscheinung beim Pferde zu erklären? Das ist recht einfach. Der Gaul ist nervös, er leidet an nervösen Verdauungsstörungen. Leute, die selbst mit Bekwerden zu thun haben, werden wissen, daß sie plötzlich von einem Heißhunger befallen werden, der sich sogar bis zum Erbrechen steigern kann. Einen solchen Fall haben wir uns bei so einem Pferde zu denken. Das Thier wird plötzlich von einem solchen Unwohlsein befallen und hält mitten im Laufen inne. Da es seinen Zustand nicht erkennen kann, weil ihm die Vernunft fehlt, so fürchtet es sich, weiter zu gehen. Da helfen keine Prügeln! Kehrt der Kutscher nun um, so geht das Pferd freiwillig weiter. Sobald es jedoch wieder an die Stelle kommt, wo es den beschriebenen Anfall bekam, so erkennt es sofort den Ort wieder, und damit erwacht in seinem Gehirn auch sofort wieder die Erinnerung an jenes schreckliche Gefühl. Es geht also an diesem gefährlichen Platze nicht vorbei, weil es ihn fürchtet.

So gut wie nun eine Verdauungsstörung sich durch Kopfschmerzen anzeigen kann, so gut kann eine Erstickung des Gehirns resp. eine Reiz der Nerven im Kopfe eine Rückwirkung auf den Magen zeigen. Ein Fall auf den Kopf oder ein harter Schlag auf denselben ist sehr häufig von heftigem Erbrechen begleitet. Das wissen die Ameisen auszunutzen: Wenn eine hungrige Ameise einer anderen begegnet, die nach Hause will, also augenscheinlich gesättigt ist, so betupft die hungrige den Kopf der anderen mit ihren Füßern und übt dadurch einen Nervenreiz aus. Die notwendige Folge ist Erbrechen. Vor dem Munde der so sonderbar geliebten Genossen erscheint also sofort ein wasserheller Tropfen Mageninhalt, den die Bettlerin gierig abledt.

Manke wehrlose Thiere können vor Schreck ohnmächtig werden. Ich erinnere z. B. an einige Käfer und an den bekannten Stachelbeerpanner, jenen sehr häufigen Schmetterling mit den weißen und schwarz besetzten Flügeln. Rührt man ihn nur eben an, so fällt er gleich benummelt zu Boden.

In der Gefahr verlieren manche Thiere die Besinnung, besser gesagt jegliche Ueberlegung, und werden gerade wie die in solchem Zustande befindlichen Menschen, dann äußerst gefährlich. So ist es z. B. bei der Kreuzotter. Sobald sie eine Gefahr merkt, ist ihr erstes Verhalten immer, sich möglichst unbemerkt zu brüden. Erscheint die Gefahr ihr aber zu nahe, so beißt sie toll und blind darauf los, sogar in Städte und auf Eisen und Steine. In der den Raubthieren macht es der Wäre ebenso. Er flücht, sobald er den Menschen nur von fern sieht. Steht er ihm aber unerwartet und ganz plötzlich gegenüber, verliert er den Kopf, geräth in Raserei und mordet aus — Angst.

„Ja, sehen Sie, gnädiges Fräulein, Scharfzinn und Witz machen nun mal mein geistiges Rüstzeug aus!“ — „Oh, Sie scheinen mir aber der Abstrichungsfrage schon längst praktisch nähergetreten zu sein!“

Ein neues Getränk heißt „Stars and Stripes for ever“. Man nimmt dazu, ohne zu mischen, folgende Ingredienzien: Nuxterme, Maraschino, Chartrusse, Curacao und Cognac. Das gibt die richtigen Streifen. Um nun die Sterne zu haben, genügt es, dieses Gemisch auf einen Zug auszutreten, dann sieht man sie am hellen Tage.

Nicht der Mangel, sondern vielmehr der Ueberfluß erzeugt die Habgucht.

Das die Gehirnthätigkeit der Thiere auch im Schlafe nicht ruht, sondern daß ihre erregten Nerven ihnen allerlei Bilder vorgeauflern, mit anderen Worten, daß sie träumen, werden viele meiner Leser schon selbst beobachtet haben. Da hat z. B. ein Jagdpächter einen Föhnerhund. Aber der arme Köter bekommt von Wald und Feld herzlich wenig zu sehen, weil sein Herr kaum dazu kommt, auf die Jagd zu gehen, und ihn dann auch nicht immer mitnehmen kann. So liegt er denn auf dem Fußboden und darf nicht einmal nach Gefallen herumlaufen, weil er den Leuten überall im Wege ist. Was soll er anders machen als schlafen? Kaum hat er die Augen geschlossen, da fängt er im Schlaf an zu winseln, als ob er von der Leine los möchte, dann leckt er halbaut und schließlich fangen die Beine trampelhaft an zu zuden. Es sieht natürlich aus, als ob er von Krämpfen befallen wäre. Aber ein Traum führt ihn zurück in die glücklichen Zeiten seiner Jugend, wo er in weiten Sprüngen hinter dem Hasen daherkam.

Auf der Straße fährt in schnellem Tempo ein Geschäftswagen dahin, ein Einspänner. Plötzlich steht der Gaul wie angenagelt still und ist wieder im Guten noch durch die reichlichsten Prügeln zu bewegen, weiter zu gehen. Der Kutscher muß vom Bod, die Zügel in die Hand nehmen und seine Rosinante ein Stück zurückführen. Dann wendet er wieder um und flüchtet hinauf auf seinen Thron. Mit munterem Peitschengeknall geht im flotten Trab vorwärts. Bums, da steht das Vieh wieder an derselben Stelle. Das kann gut werden. Endlich, nachdem sich Kutscher und Gaul beide weidlich an einander geärgert haben, gibt der Klügere nach, denn der Kutscher wendet um und fährt durch die Nebenstraße. Wie ist diese Erscheinung beim Pferde zu erklären? Das ist recht einfach. Der Gaul ist nervös, er leidet an nervösen Verdauungsstörungen. Leute, die selbst mit Bekwerden zu thun haben, werden wissen, daß sie plötzlich von einem Heißhunger befallen werden, der sich sogar bis zum Erbrechen steigern kann. Einen solchen Fall haben wir uns bei so einem Pferde zu denken. Das Thier wird plötzlich von einem solchen Unwohlsein befallen und hält mitten im Laufen inne. Da es seinen Zustand nicht erkennen kann, weil ihm die Vernunft fehlt, so fürchtet es sich, weiter zu gehen. Da helfen keine Prügeln! Kehrt der Kutscher nun um, so geht das Pferd freiwillig weiter. Sobald es jedoch wieder an die Stelle kommt, wo es den beschriebenen Anfall bekam, so erkennt es sofort den Ort wieder, und damit erwacht in seinem Gehirn auch sofort wieder die Erinnerung an jenes schreckliche Gefühl. Es geht also an diesem gefährlichen Platze nicht vorbei, weil es ihn fürchtet.

So gut wie nun eine Verdauungsstörung sich durch Kopfschmerzen anzeigen kann, so gut kann eine Erstickung des Gehirns resp. eine Reiz der Nerven im Kopfe eine Rückwirkung auf den Magen zeigen. Ein Fall auf den Kopf oder ein harter Schlag auf denselben ist sehr häufig von heftigem Erbrechen begleitet. Das wissen die Ameisen auszunutzen: Wenn eine hungrige Ameise einer anderen begegnet, die nach Hause will, also augenscheinlich gesättigt ist, so betupft die hungrige den Kopf der anderen mit ihren Füßern und übt dadurch einen Nervenreiz aus. Die notwendige Folge ist Erbrechen. Vor dem Munde der so sonderbar geliebten Genossen erscheint also sofort ein wasserheller Tropfen Mageninhalt, den die Bettlerin gierig abledt.

Manke wehrlose Thiere können vor Schreck ohnmächtig werden. Ich erinnere z. B. an einige Käfer und an den bekannten Stachelbeerpanner, jenen sehr häufigen Schmetterling mit den weißen und schwarz besetzten Flügeln. Rührt man ihn nur eben an, so fällt er gleich benummelt zu Boden.

In der Gefahr verlieren manche Thiere die Besinnung, besser gesagt jegliche Ueberlegung, und werden gerade wie die in solchem Zustande befindlichen Menschen, dann äußerst gefährlich. So ist es z. B. bei der Kreuzotter. Sobald sie eine Gefahr merkt, ist ihr erstes Verhalten immer, sich möglichst unbemerkt zu brüden. Erscheint die Gefahr ihr aber zu nahe, so beißt sie toll und blind darauf los, sogar in Städte und auf Eisen und Steine. In der den Raubthieren macht es der Wäre ebenso. Er flücht, sobald er den Menschen nur von fern sieht. Steht er ihm aber unerwartet und ganz plötzlich gegenüber, verliert er den Kopf, geräth in Raserei und mordet aus — Angst.

„Ja, sehen Sie, gnädiges Fräulein, Scharfzinn und Witz machen nun mal mein geistiges Rüstzeug aus!“ — „Oh, Sie scheinen mir aber der Abstrichungsfrage schon längst praktisch nähergetreten zu sein!“

Ein neues Getränk heißt „Stars and Stripes for ever“. Man nimmt dazu, ohne zu mischen, folgende Ingredienzien: Nuxterme, Maraschino, Chartrusse, Curacao und Cognac. Das gibt die richtigen Streifen. Um nun die Sterne zu haben, genügt es, dieses Gemisch auf einen Zug auszutreten, dann sieht man sie am hellen Tage.

Nicht der Mangel, sondern vielmehr der Ueberfluß erzeugt die Habgucht.

Das die Gehirnthätigkeit der Thiere auch im Schlafe nicht ruht, sondern daß ihre erregten Nerven ihnen allerlei Bilder vorgeauflern, mit anderen Worten, daß sie träumen, werden viele meiner Leser schon selbst beobachtet haben. Da hat z. B. ein Jagdpächter einen Föhnerhund. Aber der arme Köter bekommt von Wald und Feld herzlich wenig zu sehen, weil sein Herr kaum dazu kommt, auf die Jagd zu gehen, und ihn dann auch nicht immer mitnehmen kann. So liegt er denn auf dem Fußboden und darf nicht einmal nach Gefallen herumlaufen, weil er den Leuten überall im Wege ist. Was soll er anders machen als schlafen? Kaum hat er die Augen geschlossen, da fängt er im Schlaf an zu winseln, als ob er von der Leine los möchte, dann leckt er halbaut und schließlich fangen die Beine trampelhaft an zu zuden. Es sieht natürlich aus, als ob er von Krämpfen befallen wäre. Aber ein Traum führt ihn zurück in die glücklichen Zeiten seiner Jugend, wo er in weiten Sprüngen hinter dem Hasen daherkam.

Auf der Straße fährt in schnellem Tempo ein Geschäftswagen dahin, ein Einspänner. Plötzlich steht der Gaul wie angenagelt still und ist wieder im Guten noch durch die reichlichsten Prügeln zu bewegen, weiter zu gehen. Der Kutscher muß vom Bod, die Zügel in die Hand nehmen und seine Rosinante ein Stück zurückführen. Dann wendet er wieder um und flüchtet hinauf auf seinen Thron. Mit munterem Peitschengeknall geht im flotten Trab vorwärts. Bums, da steht das Vieh wieder an derselben Stelle. Das kann gut werden. Endlich, nachdem sich Kutscher und Gaul beide weidlich an einander geärgert haben, gibt der Klügere nach, denn der Kutscher wendet um und fährt durch die Nebenstraße. Wie ist diese Erscheinung beim Pferde zu erklären? Das ist recht einfach. Der Gaul ist nervös, er leidet an nervösen Verdauungsstörungen. Leute, die selbst mit Bekwerden zu thun haben, werden wissen, daß sie plötzlich von einem Heißhunger befallen werden, der sich sogar bis zum Erbrechen steigern kann. Einen solchen Fall haben wir uns bei so einem Pferde zu denken. Das Thier wird plötzlich von einem solchen Unwohlsein befallen und hält mitten im Laufen inne. Da es seinen Zustand nicht erkennen kann, weil ihm die Vernunft fehlt, so fürchtet es sich, weiter zu gehen. Da helfen keine Prügeln! Kehrt der Kutscher nun um, so geht das Pferd freiwillig weiter. Sobald es jedoch wieder an die Stelle kommt, wo es den beschriebenen Anfall bekam, so erkennt es sofort den Ort wieder, und damit erwacht in seinem Gehirn auch sofort wieder die Erinnerung an jenes schreckliche Gefühl. Es geht also an diesem gefährlichen Platze nicht vorbei, weil es ihn fürchtet.

So gut wie nun eine Verdauungsstörung sich durch Kopfschmerzen anzeigen kann, so gut kann eine Erstickung des Gehirns resp. eine Reiz der Nerven im Kopfe eine Rückwirkung auf den Magen zeigen. Ein Fall auf den Kopf oder ein harter Schlag auf denselben ist sehr häufig von heftigem Erbrechen begleitet. Das wissen die Ameisen auszunutzen: Wenn eine hungrige Ameise einer anderen begegnet, die nach Hause will, also augenscheinlich gesättigt ist, so betupft die hungrige den Kopf der anderen mit ihren Füßern und übt dadurch einen Nervenreiz aus. Die notwendige Folge ist Erbrechen. Vor dem Munde der so sonderbar geliebten Genossen erscheint also sofort ein wasserheller Tropfen Mageninhalt, den die Bettlerin gierig abledt.

Manke wehrlose Thiere können vor Schreck ohnmächtig werden. Ich erinnere z. B. an einige Käfer und an den bekannten Stachelbeerpanner, jenen sehr häufigen Schmetterling mit den weißen und schwarz besetzten Flügeln. Rührt man ihn nur eben an, so fällt er gleich benummelt zu Boden.

In der Gefahr verlieren manche Thiere die Besinnung, besser gesagt jegliche Ueberlegung, und werden gerade wie die in solchem Zustande befindlichen Menschen, dann äußerst gefährlich. So ist es z. B. bei der Kreuzotter. Sobald sie eine Gefahr merkt, ist ihr erstes Verhalten immer, sich möglichst unbemerkt zu brüden. Erscheint die Gefahr ihr aber zu nahe, so beißt sie toll und blind darauf los, sogar in Städte und auf Eisen und Steine. In der den Raubthieren macht es der Wäre ebenso. Er flücht, sobald er den Menschen nur von fern sieht. Steht er ihm aber unerwartet und ganz plötzlich gegenüber, verliert er den Kopf, geräth in Raserei und mordet aus — Angst.

„Ja, sehen Sie, gnädiges Fräulein, Scharfzinn und Witz machen nun mal mein geistiges Rüstzeug aus!“ — „Oh, Sie scheinen mir aber der Abstrichungsfrage schon längst praktisch nähergetreten zu sein!“

Ein neues Getränk heißt „Stars and Stripes for ever“. Man nimmt dazu, ohne zu mischen, folgende Ingredienzien: Nuxterme, Maraschino, Chartrusse, Curacao und Cognac. Das gibt die richtigen Streifen. Um nun die Sterne zu haben, genügt es, dieses Gemisch auf einen Zug auszutreten, dann sieht man sie am hellen Tage.

Nicht der Mangel, sondern vielmehr der Ueberfluß erzeugt die Habgucht.